

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 3 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeb.

Redaktion: Tauhaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Beilagen ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebenen Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntags- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen.

Neue Kriegsartikel.

* Leipzig, 1. Oktober.

Vom Jagdschloß Hubertusstock aus sind neue Kriegsartikel für das deutsche Heer ergangen, die in der bürgerlichen Presse „vielsach mit Befriedigung“ besprochen werden. Bleibt man sie ihrem Wortlaute nach, so könnte diese „Befriedigung“ einigermaßen berechtigt erscheinen. In dem einen dieser Artikel wird gesagt, daß dem Soldaten nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen der Weg selbst zu den höchsten Stellen im Heere offen stehe, in einem anderen heißt es, der ehrenvolle Beruf des Soldaten dürfe durch ehrenwürdige Behandlung nicht herabgewürdigt werden. Und so noch manches andere.

So schön diese Grundsätze klingen, so wenig steckt tatsächlich dahinter. Dem gemeinen Soldaten steht der Weg zu den höchsten Stellen im Heere ebenso offen, wie den Proletariern der Weg zum Millionär, mögen seine „Fähigkeiten und Kenntnisse“ noch so groß sein. Ebenso zeigt fast jede Zeitungsnummer, wie wenig das Verbot, die Soldaten „ehrenwürdig“ zu behandeln, die Soldatenmishandlungen auszurotten vermag. In klassischer Weise wird der Wert der neuen Kriegsartikel dadurch beleuchtet, daß gleichzeitig die Begnadigung eines Leutenants bekannt wird, der wegen eines frivolon, an einem Studenten begangenen Duellmordes zu einer gelinden Festungshaft verurteilt worden war, und diese nur etwa zum vierten Teile abzuhängen gehabt hat. Diese Begnadigungspraxis bleibt die alte, trotz aller bürgerlichen „Entrüstung“ und obgleich unzählige Kriegsartikel des gegenwärtigen Kaisers und seiner Vorfahren auf dem preussischen Throne das Duell im Heere verboten haben, mitunter selbst bei Todesstrafe.

Unter den vielen verlogenen Schlagworten unserer Zeit giebt es wenige, die sich an Verlogenheit messen können mit der Rederei von dem „Volk in Waffen“. Ein Volk in Waffen, das heißt ein Volk, das mit den Waffen seine eigenen Interessen, die Interessen der großen Volksmassen schützt, giebt es nicht und kann es nicht geben, so lange es eine Klassenherrschaft giebt. Daran ändert die Tatsache gar nichts, daß der moderne Militarismus immer größere Beachtung der Bevölkerung in den Waffen übt und üben muß. Die modernen Heere sind ihrem Wesen nach ebenso Söldnerheere, wie die Heere des 18. Jahrhunderts waren, Werkzeuge im Dienste der herrschenden Klassen. Der Unterschied besteht nur darin, daß der Moloeh des Militarismus heute mit schönen Redewendungen verschleiert, was er vor zweihundert und noch vor hundert Jahren offen bekannte.

Das Muster des alten Söldnerheeres war das Heer Friedrichs II., das Heer, das bei Rossbach siegte und bei

Jena zertrümmert wurde. Es bestand zur größten Hälfte aus geworbenen, das heißt durch eine Hand voll Geld und einen Saß voll trügerischer Versprechungen herangelockten Ausländern, zur kleineren Hälfte aus gepreßten Inländern. Der Kitt dieses Heeres war die Soldatenmishandlung, war der Stock. Niemand hat sich darüber unumwundener ausgesprochen, als der „große König“ selbst. Friedrich verachtete alle moralischen Einwirkungen auf die „Kerks“; der Stock sollte sie zusammenhalten und hielt sie zusammen. Es ist bekannt, wie Friedrich im siebenjährigen Kriege österreichische und sächsische Kriegsgefangene gleich zu ganzen Regimentern als preussische Rekruten einkleiden und ihnen, was sie an Begeisterung, Ehre, Tapferkeit, Vaterlandsliebe brauchten, einprägen ließ. Der König eröffnete die militärische Instruktion für seine Generale mit vierzehn Regeln zur Verhütung der Desertion, als dem wesentlichsten Teil ihrer Pflichten; er schrieb in seinem militärischen Testamente von 1768: „Was den Soldaten betrifft, so ist es nötig, daß er seine Offiziere mehr fürchtet, als die Gefahren, denen man ihn aussetzt; anders wird man ihn nie dahin bringen, ihn durch ein Ungewitter von 300 Kanonen, die ihn niederschmettern, zum Sturme zu führen. Der gute Wille wird in solchen Fällen den gemeinen Mann niemals herabbringen; das kann nur die Furcht thun.“ Mit vollem Bewußtsein begründete Friedrich das alte preussische Heer auf dieser Disziplin der Entnervung.

Dies herrliche Heer wurde dann bekanntlich in der Schlacht bei Jena, deren hundertsten Gedenktage wir in vier Jahren feiern, in tausend Scherben zerschlagen. Nunmehr entstand das angebliche „Volk in Waffen“, und wenn dies Wort jemals einen ungefähren Sinn gehabt hat, so war es in jenen Jahren, wo die preussische Landwehr die preussische Monarchie wieder herstellte, um dann mit dem bekannten schändlichen Untande belohnt zu werden. Unter den Leistungen dieses Untandes stand aber in erster Reihe, das „Volk in Waffen“ aus einer relativen Wirklichkeit zu einer nichtigen Pflanze zu machen. Sofort nach der Niederwerfung Napoleons begann der Rückschlag. Während der preussische Staat wegen der Armut und der verhältnismäßig geringen Ziffer seiner Bevölkerung den Grundgedanken der allgemeinen Wehrpflicht am rückwärtslosesten durchführen mußte, um halbwegs ein großmächtiges Heer auf den Weinen zu haben, suchte er um so nachdrücklicher alle volkstümlichen Elemente, wie die Landwehr, aus dem „Volk in Waffen“ auszuschneiden und dafür die Disziplin des alten Söldnerheeres wieder einzuführen.

Dies Bestreben zieht sich seit achtzig Jahren wie ein roter Faden durch die preussisch-deutsche Militärgeschichte, und von welchem Erfolge es getrieben worden ist, zeigt jeder Tag. Die strenge Gliederung des Offiziercorps als einer, vom Heere wie vom Volk abgeordneten Kaste, mit so ab-

sonderlichen Vorrechten, wie dem privilegierten Duellmord, die Disziplin der Entnervung, die auf Befehl des Kriegsherrn das unweigerliche Niederschießen von Vater und Bruder verlangt, die furchtbaren Strafen, die, wie der strenge Artikel des Reichsmilitärstrafgesetzbuches, an gewisser Art des Raffinements selbst die Kriegsartikel Friedrichs II. überbieten, das eximierte Gerichtsverfahren — dieses und vieles andere waren in dem Söldnerheere sehr natürliche Erscheinungen, während sie zu dem angeblichen „Volk in Waffen“ passen, wie die Faust aufs Auge. Wenn die Militärschriftsteller unter sich sind, machen sie auch gar kein Hehl daraus. So schreibt einer von ihnen in einem Rückblick auf die preussische sogenannte Konfliktzeit: „Merkwürdigste aller Erscheinungen: das Volk fast einstimmig in erbitterter Opposition gegen die Regierung und in Ordnung gehalten durch die Krone, das heißt durch zwei bis drei Jahrgänge eben dieses Volks! Waren denn die Leute, die gerade im Alter von 20 bis 23 Jahre standen, anders gefonnen als ihre Brüder und Väter? Diese wählten Abgeordnete mit der Parole: Diesem Ministerium keinen Mann und keinen Groschen; jene sorgten dafür, daß auch nicht einmal der Gedanke eines tatsächlichen Widerstandes auftaucht. Hier sieht man, was ein Offiziercorps, was Corpsgeist und Disziplin ist.“ Offener kann man nicht wohl sprechen.

Dabei wehrt der Militarismus aber sehr gut, — denn sein Jena hat er bei alledem nicht vergessen — daß die Disziplin der Entnervung ihre Grenzen hat. Der Stock kann vieles ausrichten, aber glücklicherweise noch nicht alles. Deshalb darf man die jeweiligen Duellmandate, die Verbote von Soldatenmishandlungen, die human aufgefesserten Kriegsartikel, die von Zeit zu Zeit ergehen, keineswegs auf bewußte Heuchelei zurückführen. Alles das ist durchaus ehrlich gemeint. Ließe sich ein „Volk in Waffen“ herstellen, das mit seinen Waffen die Interessen der herrschenden und unterdrückenden Klassen schützt, wie es die preussische Landwehr 1813 in übel beratener und deshalb auch übel belohnter Grobmut gethan hat, so würde der Militarismus mit tausend Freuden darauf eingehen, da er mit Recht der Disziplin der Entnervung auf die Dauer nicht traut. Aber da sich ein solches „Volk in Waffen“ im Jahre 1902 nicht mehr herstellen läßt, so müssen alle Anläufe dazu im Sande verlaufen.

Mag also die liberale Presse die neuen Kriegsartikel in ihrer gedankenlosen und oberflächlichen Weise „vielsach mit Befriedigung“ begrüßen; tatsächlich spiegelt sich in ihnen nur der innere Widerspruch des modernen Militarismus, woran er so sicher untergehen muß und wird, wie einst das altpreussische Söldnerheer bei Jena unterging, worüber man dann allerdings eine ungleich solidere Befriedigung empfinden darf.

Seuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Das tägliche Brot.

Roman von Clara Diebig.

Ein Bank schien unausbleiblich, aber die Neugier war mächtiger. Eins der Mädchen hatte es nicht mehr auszuhalten können und war in den Keller hinabgelaufen; nun drängten die anderen nach. Nur ja nicht einer den Vorrang lassen!

Auch Frau Wüstenstein kehrte noch einmal um. Das hastete und schob und quetschte sich die enge Treppe hinunter; jeder Fuß betrat die verräterische Stufe, und die verborgene Klingel lärmte und schrillte und keifte.

Bertha war den anderen nachgeschlichen. Wenn auch die Reschke böse mit ihr war, und sie selbst geschworen hatte, den Keller nicht mehr zu betreten — heute, jetzt, das war eine Ausnahme! Ihr Büngelchen leckte rasch über die röter gewordenen Lippen.

Unten waren ein paar Körbe umgestoßen worden. Der halbdunkle Laden war gedrängt voll Menschen. Jetzt hüpfte auch noch Elli nach, hastig zwangte sie sich durch die nur angelehnte Thür der Wohnstube; sie wollte doch auch dabei sein.

Innen erklang Frau Reschkes lautes Heulen. Außen die Teilnahmsvollen stießen sich an.

„So soll sich man nicht so haben.“ Flüsterte die Wüstenstein. „So lange se lebte, konnte se ihr nicht jut befehn. Manu — na, na, man sachte!“

Frau Reschke schien sich einem neuen Gefühlsausbruch

hingegen zu haben, man hörte Mines Stimme, die ihr beruhigend zusprach.

„Wo is denn der Oll?“ fragte neugierig eins der Dienstmädchen. „Von dem hört man ja gar nisch!“

„Ja, wo mochte Vater Reschke sein? Wie der's wohl nahm?! Nun war kein Halten mehr, die vordersten Klopffen an, die hintersten drängten nach; kaum das „Gerein“ abwartend, traten sie ein, eine ganze Prozession, mit den Mienen tiefster Bekümmernis.“

„Ne, Reschken, so'n Unflüd, so'n Unflüd!“

„Det liebe Mädäl, det allerliebste Mädäl!“

„Sagen Se bloß, wie konnte det so rasch kommen?!“

„Totte doch, Totte doch!“

Allgemeines Seufzen und Händezusammenschlagen.

Die Mutter, die neben dem Gardinenbett gesessen hatte, kam den Eintretenden mit wankenden Schritten entgegen. Ihr Gesicht war aufgedunsen, die Augen nur noch Schlitzen. Sie weinte immerfort, aber als sie die vielen Besucher sah, glitt doch ein Schimmer des Lächelns, mit dem sie die Käufer zu begrüßen pflegte, über ihr verquollenes Gesicht.

Man drückte ihr die Hände, man umringte sie und warf dabei forschende Blicke nach dem Gardinenbett.

Da hatten sie sie hingelegt.

„St, st!“ Die Neugierigen schlichen auf den Zehenspitzen näher.

Der abgekehrte Körper Gretes zeichnete sich unter dem Leintuch ab, das man über ihn gebreitet. Das Köpfchen war zur Seite gesunken, die Wimpern der geschlossenen Lider ruhten auf den bleichen Wangen, wie im sanften Schlummer.

„So haben wir ihr heute morjen in de Küche jefunden,“ schluchzte die Mutter. „Es muß ihr über

Nacht überkommen haben; se war schonst kalt. It schickte Reschken noch rasch bei 'n Dokter — allens umsonst! Jrete, Jrete, det's de uns ooch det anthon konntst! Keenen Ton nich — ja nisch nich mehr — Jrete, Jrete!“

Laut schreiend, warf sie sich über die Leiche.

Der Alte, der in der Sofacke saß, rührte sich jetzt.

„Mutter,“ sagte er, „Amalchen“, und versuchte aufzusteigen. Aber die Füße versagten ihm den Dienst; er mußte sich auf die Schwiigertochter stützen, die ihn zum Bett leitete.

Auf Mines Gesicht lag ein tiefer Ernst; sie hatte nicht geweint. Als sie jetzt Bertha erblickte, nickte sie ihr traurig zu. Ein zweiter Blick streifte dann Fridchen, die auf dem Fußbänkchen saß und einen mit bunten Fegen umwickelten Stiefelknecht, als Puppe, im Arm wiegte. Rasch nahm Mine ihr Kind vom Boden auf und drückte es an die Brust.

„For Greta is es so besser,“ flüsterte sie und schaute nachdenklich, mitleidsvoll auf die tote.

„Jrete, Jrete,“ schrie die Reschke und warf sich mit ihrem schweren Gewicht von neuem über das Bett.

Sie ließ sich nicht halten von den Armen der teilnehmenden Frauen, sie gebärdete sich wie eine Rasende.

Alle waren tief ergriffen von solchem Schmerz; die Taschentücher wurden gezogen, man hörte weinen und schluchzen.

„Wande,“ schrie plötzlich Dorchen, der Papagei, der auf seiner Stange, vergessen im Winkel, hochte. Und dann noch einmal, so gellend, daß die Trauernden zusammenschreckten: „Wande!“

Das abscheuliche Tier! Mine warf rasch ein Tuch über den Käfig.